

MICHAEL CHABON



Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

1. Auflage 2011

Titel der amerikanischen Originalausgabe: *Manhood for Amateurs.*

The Pleasures and Regrets of a Husband, Father and Son.

Die amerikanische Ausgabe erschien bei HarperCollins

© 2009 by Michael Chabon

Aus dem amerikanischen Englisch von Andrea Fischer

© 2011, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln, nach einer Idee von Will Staehle

Umschlagmotiv: © Will Staehle

Autorenfoto: © Jerry Bauer

Gesetzt aus der Agency und DTL Documenta

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04330-3



DER CLUB DER VERLIERER

Den ersten Infobrief des Columbia Comic Book Clubs habe ich auf der 1960er Smith Corona meiner Mutter getippt; Vorbild dafür war die monatliche Kolumne (»Stan's Soapbox«), mit der Stan Lee in den Sechzigern und frühen Siebzigern die Marvel-Fangemeinde erschuf und mit Futter versorgte. Mein Infobrief war genau genommen eine einzige atemlose, vor Ausrufezeichen nur so starrende Huldigung an Lees Schreibstil, jener berausenden, klugscheißerischen Mixtur aus Oscar Levant, Walter Winchell, MAD und dreißig Jahre altem US-Army-Slang. Die Seiten gestaltete ich nur mithilfe von Wagenrücklauf (was für ein altmodischer Ausdruck!), Tabulatortaste und literweise Tipp-Ex, ich setzte Spalten und Kästchen, die ich mit lebhaften Berichten über die Neuigkeiten, Maßnahmen und aktuellen Projekte des C.C.B.C. füllte. Eine Einladung zur ersten Versammlung meines Clubs gab es auch. Sie sollte für alle offen sein; das Eintrittsgeld würde die Aufnahmegebühr beinhalten.

Für fünfundzwanzig Dollar mietete mir meine Mutter einen Mehrzweckraum im Gemeindezentrum Wilde Lake, und ich setzte eine Anzeige in die Lokalzeitung, den *Flier* aus Columbia. Am betreffenden Samstag fuhr mich meine Mutter zum Gemeindezentrum. Sie half mir, einen langen Konferenztisch aufzustellen und um ihn herum achtzehn Klappstühle zu gruppieren. Es standen noch mehr Tische

zur Verfügung, falls ich welche brauchen würde, doch ich machte mir nichts vor. Einer würde wahrscheinlich reichen. Ich hatte ein Schild gemalt, das wir an die Tür klebten. Darauf stand: COLUMBIA COMIC BOOK CLUB. MITGLIEDSCHAFT/EINTRITT 1 DOLLAR.

Dann ging meine Mutter Besorgungen machen und ließ mich allein in dem großen, nackten, mit Linoleum ausgelegten Mehrzweckraum zurück. Die Hälfte des Saals war durch einen Ziehharmonika-Raumteiler abgetrennt, den man zusammenschieben konnte, um Platz für den Andrang der Massen zu schaffen. Ich saß hinter einem Stapel meines Rundbriefs und einer Zigarrensachtel, die als Kasse diente – bereit, den Vorsitz über die Gemeinschaft anzutreten, die ich ins Leben gerufen hatte.

Auf ihre bescheidene Art war diese Geste unbegründeten Optimismus ein Spiegelbild der Großtat von Stan Lee selbst. Als »Stan's Soapbox« in den frühen Sechzigern langsam das Interesse der Marvel-Leser auf sich zu ziehen begann, gab es noch gar keine Marvel-Comic-Fangemeinde. Marvel war ein erfolgloses Unternehmen, erdrückt, erstickt, zerquetscht von seinem mächtigen Widersacher DC Comics. Die Erfindung der »Fantastischen Vier« zusammen mit Jack Kirby – der erste »neue« Titel von Marvel – war ein letzter verzweifelter Versuch von Lee, ein wildes Rudern mit den Armen, bevor die Tonne den Wasserfall hinuntersegelte.

In den Comics selbst tat Lee jedoch von Anfang an so, als würde jede Ausgabe, die er mit seinen wichtigsten Mitarbeitern Kirby und Steve Ditko am laufenden Band produzierte, von einer riesengroßen begeisterten Leserschaft sehnsüchtig erwartet. Und in relativ kurzer Zeit wurde seine Chuzpe – wie es in allen Geschichten über magische Chuzpe der Fall ist, die Einzelgänger wie ich so lieben – ent-

sprechend belohnt. Der einstige Comicfan Stanley Leiber gab vor, eine riesige Fangemeinde zu haben, und stellte plötzlich fest, dass es tatsächlich so war. Indem ich den C.C.B.C. mit Schreibmaschinenband und Klappstühlen heraufbeschwor, hoffte ich, eine ähnlich magische Tat vollbringen zu können. Indem ich vorgab, Freunde zu haben, konnte ich vielleicht welche erzeugen.

Dies ist für mich der Punkt, in dem Kunst und Fan-Sein zusammentreffen. Jedes Kunstwerk ist einer der beiden Akteure eines verstohlenen Händedrucks, ist eine Aufforderung, das Lösungswort zu finden, ist der aufblitzende Spiegeltelegraf in einem Turmzimmer, ein Akt von hoffnungslosem Optimismus im Dienst unendlicher Sehnsucht. Jede Begegnung mit einem bedeutenden Musikalbum, einem großen Roman oder Comic ist die Gründungsveranstaltung eines Fanclubs, dessen Mitgliederzahl für immer bei eins verharren wird und doch in jeder Stadt – in jedem Schädel – der Welt Ortsgruppen unterhält. Genau wie das Fan-Sein vermittelt auch die Kunst, dass Gemeinschaft möglich ist in einer Welt, die ausschließlich aus Einsamkeit erschaffen wurde. Der Schriftsteller, der Comiczeichner, der Songschreiber – sie alle wissen, dass ihr Werk von vornherein keine Zukunft hat, und sind dennoch nicht davon abzuhalten. Sie blinken mit ihrer Spiegelscherbe, nicht weil sie davon ausgehen, dass dieses Signal gesehen oder verstanden wird, sondern allein aus der Hoffnung heraus, dass es geschehen könnte, dass diese Möglichkeit prinzipiell besteht.

Nachdem ich, wie es mir vorkam, ziemlich lange an dem großen leeren Konferenztisch gesessen hatte, ging die Tür auf, und eine Frau steckte den Kopf herein. Ich sehe sie noch heute deutlich vor mir: das kurze blonde Haar in der Mitte gescheitelt, das enttäuschte Zucken in ihren Mund-

winkeln, während sie Größe und Ausfüllung des Raumes mit den Augen maß.

»Oh«, machte sie, als sie sah, wie es um den Columbia Comic Book Club bestellt war.

Kurz darauf drängte sich ihr Sohn an ihr vorbei herein. Er war ungefähr in meinem Alter, blond wie seine Mutter, mager und wirkte ein wenig mädchenhaft. Kurz starrte er mich an, als würde ich ihn vor ein Rätsel stellen. Dann schaute er zu seiner Mutter auf. Sie legte ihm die Hände auf die Schultern.

»Ich habe einen Infobrief«, sagte ich schließlich und zeigte auf den Stapel auf dem Tisch.

Die Frau zögerte kurz, dann schob sie ihren Sohn auf mich zu, wohl in der Hoffnung, dass etwas gerettet, irgendeine Art von Club-Aktion getätigt werden könne. Doch der Junge stemmte sich dagegen. Dieser Multifunktionsraum war kein Ort, an dem er gerne sein wollte. Gott weiß, was für eine orientalische Pracht er sich ausgemalt, welche wunderbaren Zelte er in der Fantasie errichtet hatte. Es folgte eine wortlose Auseinandersetzung zwischen seinen Schulterknochen und den Händen seiner Mutter. Schließlich beugte sie sich der Kraft seiner Enttäuschung oder aber dem Sperrfeuer von Scheiterstrahlung, die der Junge hinter dem Tisch in den Raum schickte.

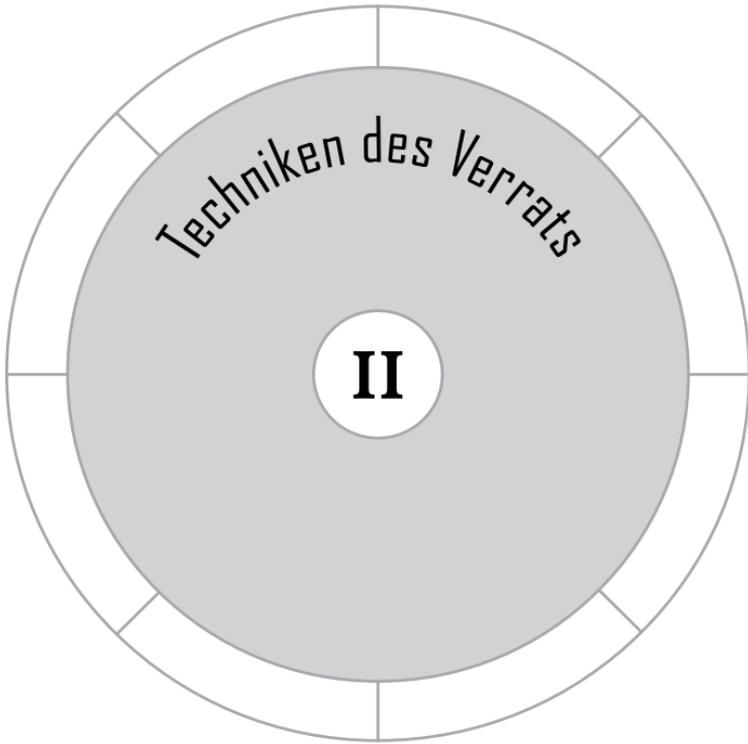
»Ein Dollar«, sagte sie ernst bei der Betrachtung des Schildes, das ich mit demselben schwarzen Isolierband an die Tür geklebt hatte, das auch meine Brille zusammenhielt. »Das ist vielleicht doch ein bisschen viel für uns.«

Ich kann mich nicht erinnern, in was für einem Zustand ich war, als meine eigene Mutter zurückkam, oder wie sie mich tröstete. Ich war ein stoisches Kind mit der Neigung, meine Gelassenheit demonstrativ zur Schau zu stellen. Wenn ich heute auf jenen Tag zurückschaue, erkenne ich,

wie viel die kurze Existenz des C.C.B.C. mit Müttern und Söhnen zu tun hat, was für eine gewaltige, ja überwältigende mütterliche Verantwortung in dem abgenutzten Wort *Ermutigung* liegt. Welchen Trost auch immer meine Mutter mir gespendet haben mag – es war der Tag, an dem ich begann, mich selbst als Versager zu sehen. Es ist eine Angewohnheit, die ich nie abgelegt habe. Jeder, der schon mal eine schlechte Kritik bekommen hat, weiß, dass sie jede Erinnerung an ein positives Wort unter sich begräbt, und zwar jahrzehntelang. In meinem Innern sitze ich bis zum heutigen Tag in einem Raum voller Stühle an einem großen Tisch, vor mir ein Stapel von Irrtümern, Lügen und Ausrufezeichen, und starre auf eine leere Türöffnung. Und auf die eine oder andere Weise sind meine Geschichte und meine Geschichten deckungsgleich: Sie erzählen von Einsamkeit und dem großen Streben nach Gemeinschaft, von Erfolg und der unvermeidbaren Niederlage.

Auch wenn ich eine gewisse Kraft und Zuversicht aus dem Schreiben und aus meinem Leben als Ehemann und Vater ziehe, so gibt es doch eine endlose Reihe von Rückschlägen, ein beständiges Bloßstellen von Unzulänglichkeiten, Schwächen und Mängeln – besonders, wenn es um das Aufziehen von Kindern geht. Ein Vater ist jemand, der jeden Tag versagt. Manchmal klappt es: Die mit dem Spiegel gemorste Botschaft wird empfangen und verstanden, das eigene Lied wird von einer anderen Band neu eingespielt und springt direkt auf Platz 1, dein Sohn erinnert sich mit Freuden an den Tag zurück, als du ihm geholfen hast, die leeren Stühle seines zum Scheitern verurteilten Traumes aufzustellen; deine letzte verzweifelte Anstrengung katapultiert deine Comiccompany an die Spitze der Branche. Doch Erfolg trägt keinesfalls dazu bei, die Gewissheit zu mindern, dass man bei jedem Schritt vom

Scheitern verfolgt wird. Aber das weiß man ja bereits.
Niemand wird ohne dieses Wissen älter als zehn. Will-
kommen im Club.



WILLIAM UND ICH

Das Praktische am Vatersein ist die so erbärmlich niedrige Qualitätsmesslatte. Vor ein paar Jahren nahm ich meinen jüngsten Sohn mit zum Supermarkt um die Ecke in Berkeley, Kalifornien – eine Stadt, in der Väter meiner Einschätzung nach im Allgemeinen gute Arbeit leisten und einige es sogar etwas übertreiben. Ich hatte meinen zwanzigmonatigen Sohn auf dem Arm und packte mit der freien Hand den Inhalt des Einkaufswagens auf das Kassenband. Ich weiß nicht mehr, an was ich in dem Moment gedacht habe, aber es kann genauso gut der Honey-Nut-Cheerios-Werbesong aus dem Jahr 1979 gewesen sein wie die Bedürfnisse und Ansprüche meines Sohnes oder das unbeschreibliche Wunder, das er für mich ist. Vielleicht dachte ich auch an überhaupt nichts. Ich fragte mich, warum die Frau hinter uns – als ich sie bemerkte – unentwegt so liebevoll zu uns hinüberlächelte. Sie trug Leggings in Regenbogenfarben, und ich dachte, sie wäre vielleicht ein bisschen verrückt und würde deshalb jeden anstrahlen.

»Sie sind ein wirklich guter Vater«, sagte sie schließlich.
»Das sehe ich.«

Ich schaute auf meinen Sohn. Er kaute auf dem Papierüberzug eines Drahtverschlusses. Zweifelsohne bestand Erstickungsgefahr; auch hätte der Draht seine Lippe oder Zunge durchbohren können. Seine Frisur tendierte zum satirisch überzeichneten Extrem der Einstein-Skala. Sein

Gesicht war leicht verschmiert. Nein, es war schmutzig. Man hätte sogar versucht sein können, das Wort »verkrustet« zu verwenden.

»Oh, das ist gar nicht mein Kind«, gab ich zurück. »Das hab ich da hinten gefunden.«

Nein, in Wirklichkeit habe ich mich natürlich bedankt. Ich ging mit meinem Sohn und einer Tüte Lebensmittel im Arm davon, und zu Hause angekommen, stellte ich eine Schale mit Honey Nut Cheerios vor ihn und checkte meine E-Mails. Ich war ein wirklich guter Vater.

Ich weiß nicht, was eine Frau tun müsste, damit eine völlig Fremde ihr im Supermarkt mitteilt, sie sei eine wirklich gute Mutter. Vermutlich müsste sie bei ihrem ältesten Kind mit einem Kugelschreiber einen Luftröhrenschnitt vornehmen, gleichzeitig ihren Säugling stillen und den zweiwöchigen Bedarf an gesunden, aber leckeren Pausensnacks für eine komplette Kinderschauspieltruppe einkaufen. In einem Lebensmittelgeschäft ist keine Mutter gut oder schlecht; sie ist nur eine Mutter, die für ihre Familie einkauft. Ob sie ihrem Kind die Nase putzt oder die tränenbenetzten Wangen trocknet, ob sie ihr Kleines an sich drückt, auf seine abwegigen Äußerungen eingeht, ihm die nicht gentechnisch manipulierte, Bio-Vollkorn-Version von Honey Nut Cheerios kauft – es liefert uns keine nützlichen Daten für unsere Qualitätsbewertung. Eine solche Tat ist statistisch unbedeutend. Eine gute Mutter zu sein, ist nichts, was in einem bestimmten Augenblick messbar wäre, nicht in der Stunde, wenn man den geblähten Bauch des Babys massiert oder morgens den verwuschelten Schopf zu Zöpfen flicht. Eine gute Mutter zu sein, ist eine Lebensaufgabe, etwas, das von allen größtenteils unbemerkt bleibt, vor allem von der Mutter selbst. Wir beurteilen Mütter nicht anhand von einzelnen Schnappschüssen, sondern

von umfassenden Bilderfolgen, gewissenhaft gesammelt vom kreisenden Satelliten der Erinnerung. Zu besonderen Anlässen – einem runden Geburtstag vielleicht, bei unserer Hochzeit oder ihrer Beerdigung – tragen wir eventuell alle erhältlichen Daten zusammen, analysieren sie und fällen unser unwiderlegbares Urteil: gute Mutter.

In der Zwischenzeit – man frage nur mal meine Frau – sind alle Mütter ihrer eigenen Einschätzung nach schlecht. Und hier liegt das Paradox – oder eines der Paradoxe –, was die niedrige Qualitätsmesslatte für Väter betrifft (und es ist tatsächlich nicht viel nötig, die Norm zu toppen und den Ehrentitel »Guter Papa« zu erhalten). Nämlich dass die Durchschnittsmutter, die nicht nur ihren Job im Kinderaufzucht-Unternehmen aufopferungsvoll erfüllt (ganz abgesehen von ihrem eigentlichen Beruf), sondern häufig auch noch zusätzlich durch die nachlässige Einstellung des Vaters belastet ist, dass diese Mutter meiner Erfahrung nach dazu neigt, ihre Karriere im Lichte immerwährender Unzulänglichkeit und Selbstzweifel zu sehen. Das liegt zum Teil daran, dass Mütter in einem Maße für das ihre Kinder heimsuchende Schreckgespenst des Unglücks sensibilisiert sind, wie es nur den allerwenigsten Vätern gelingt. Nach landläufiger Meinung sollen Väter ihre Kinder beschützen, doch tatsächlich fehlt Männern die Fähigkeit, Gefahren zu erkennen, die nicht gerade im schmalen mittleren Spektrum liegen. Es sind die Frauen – Mütter –, deren Sorgenradar den unsichtbaren breiten Strom von Risiken erfassen kann, durch den sich ihre Kinder täglich kämpfen müssen. Der Vater, dem es beim Zelten gelingt, eine Klapperschlange mit einer Konserve in einem Strumpf zu erschlagen, mag sich Jahrzehnte auf den entsprechenden Lorbeeren ausruhen und liegt doch jede Nacht friedlich schnarchend neben seiner schlaflosen Frau, obwohl er ge-

nauso wie sie weiß, dass die Polly-Pocket-Püppchen möglicherweise mit bleihaltiger Farbe gefärbt sind, dass es in der Apotheke keine Testsets mehr gab und man sie besser auf der Stelle online bestellen und per Express-Post liefern ließe, auch wenn es vier Uhr nachts ist. Zum Teil ist es mit Sicherheit die monumentale Grenzenlosigkeit der Aufgabe mit ihrer unendlichen Menge winzig kleiner Puzzleteile, die Mütter gewohnheitsmäßig veranlasst, sich selbst als unzulänglich zu betrachten, was es ihnen wiederum sehr schwer macht, ihren eigenen Wert zu erkennen.

Ich weiß, dass hier mit zweierlei Maß gemessen wird; wenn ich ehrlich bin, würde ich wohl gestehen müssen, dass ich in meinen schlimmsten Momenten dankbar bin für die mühelos verdiente Anerkennung, die Menschen – *Mütter*, Herrgott noch mal! – mir dafür erweisen, dass ich so gut wie gar nichts tue. Es ist, als würde man mit dem letzten Fünfcentstück in der Tasche an einer Parkuhr halten, um dann festzustellen, dass jemand noch Vierteldollars für eine Stunde in der Uhr hat stecken lassen. Mit dieser unterschiedlichen Messlatte wird nun schon sehr lange gemessen, auch wenn in den letzten Jahrzehnten die Liste von Minimalanforderungen an einen guten Vater um ein paar Fähigkeiten erweitert wurde, die allgemein mit Kochen und Babypflege zu tun haben. Mein Vater – mehr oder weniger wie alle Männer seiner Zeit, seiner Herkunft und seines kulturellen Hintergrunds – brachte ein gewisses Maß an krampfhaft begeistertem Vatersein auf, kam von Zeit zu Zeit mit einem neuen Vorhaben oder Plan herein geschneit, engagierte sich im fernen Land seiner Kinder wie eine arrogante Großmacht im Programm elterlicher Staatenbildung, bis er das Interesse verlor oder sein emotionales Kapital erschöpft war und er uns wieder dem Regime unserer Mutter überließ, einer uralten, umfassenden

traditionellen Lebensform, einem so verlässlichen Quell von Aufmerksamkeit, Kontrolle und Struktur, dass sie kaum wahrnehmbar war, wie Luft. Mein Vater hat mich dazu erzogen, die Dinge zu schätzen, die er schätzte, jene zu verspotten, die er lächerlich fand, und an dem zu zweifeln, was ihm fragwürdig erschien. Als ich klein war, fügsam, höflich und ungewöhnlich reif für mein Alter, nahm er mich mit seinem Stethoskop und dem Reflexhammer gelegentlich mit zu Hausbesuchen oder Gesundheitsprüfungen für Versicherungen. Wenn er sein Vatersein zwischenzeitlich unterbrach, ließ er mich in dem mir zugewiesenen Winkel seines Lebens zurück, verstaubt im schwarzen Sack seiner Zuneigung. Manchmal, wenn er es nachts von der Klinik nach Hause schaffte, kam er noch mal herein, beugte sich herunter und streifte meine weiche Wange mit seiner kratzigen.

Wenn die Dame in den Regenbogenleggings gesehen hätte, wie wir 1966 eine Straße in Phoenix, Arizona, entlanggingen und ich mich – einen Plastikarztkoffer mit Bonbon-Tabletten und nadellosen Spritzen in der Hand – bemühte, mit seinen langen Beinen Schritt zu halten, hätte sie wahrscheinlich auch zu meinem Vater gesagt, er sei ein guter Papa. Und das wäre nicht sehr viel mehr oder weniger gewesen, als sie zu mir sagte.

Mein Vater, geboren im grau-silbernen Wochenschaujahr 1938, gehörte zu der Generation von Amerikanern, die sich im Alter zwischen zwanzig und vierzig mit einer gewissen zögerlichen Plötzlichkeit den Konzepten von Nähe, Authentizität und offenen Gefühlen näherten, so wie an Automatikgetriebe gewöhnte Menschen lernen, mit Schaltung zu fahren. Sie wollten Nähe, doch sie wussten nicht genau, wie viel sie zulassen sollten. Nur selten nahm mein Vater mich in den Arm oder gab mir einen Kuss. Ich kann

mich nicht erinnern, seine Hand gehalten zu haben, nachdem ich älter als drei oder vier Jahre war. Als ich heranwuchs und mich für die Kunst zu interessieren begann, ein Erwachsener zu werden, erwies es sich als schwierig, andere, nicht körperliche Formen der Nähe zu ihm zu finden. Er teilte nicht gerne seine Bedenken, was Arbeit, Beziehungen oder das Leben allgemein betraf, zog mich nur selten ins Vertrauen und wagte nie den allergrößten Beweis von Nähe – zuzugeben, dass er nicht die geringste Ahnung hatte, was er tat.

1974 sah ich ein Zeichentrickmusical mit dem Titel »William's Doll«. Es war Teil einer damaligen Kindersondersendung von Marlo Thomas im puren Siebziger-Stil: *Free to Be You and Me*. Die Folge basierte auf dem gleichnamigen Buch von Charlotte Zolotow und handelte von einem Jungen, der seine überforderten Eltern bittet, ihm eine Puppe zu kaufen, ein Wunsch, dem sie ratlos, wenn nicht sogar – im Fall von Williams Vater – klar ablehnend gegenüberstehen. William wird für seinen Wunsch gehänselt, gescholten und drangsaliert, und seine Eltern versuchen, ihn mit anderen Versprechen davon abzubringen. Doch William bleibt dabei, und am Ende setzt sich seine weise Großmutter über den Vater hinweg und kauft William seine Puppe.

Selbst als zehnjähriger Junge spürte ich die Radikalität des Vaterseins, die »William's Doll« mir in Aussicht stellte:

*William möchte eine Puppe,
damit er weiß, wenn er mal ein Kind hat,
wie man es anzieht,
wie man Windeln wechselt
und ihm hilft,
ein Bäuerchen zu machen,*

*damit er lernt, für sein Kind zu sorgen,
so wie es jeder gute Vater sollte.*

Mich rührte der Anblick des fröhlichen Zeichentrick-Williams, der sich tierisch freute, als ihm seine Großmutter schließlich die Puppe in die wartenden Arme legte. Das Lied und der Anblick von William kündeten von einer anderen Art des Vaterseins, von einer natürlichen, stillen, zärtlichen, alltäglichen Art des Umgangs, und es wurde vermittelt, dass dieser Umgang nicht nur möglich oder ratsam war, sondern herbeigesehnt wurde. Etwas fehlte in Williams Leben, bis seine Großmutter eingriff und ihm eine Puppe kaufte, und dementsprechend fehlte auch etwas im Leben von Williams Vater und von meinem Vater und im Leben all der anderen Männer, die nicht mit Puppen spielen durften. Jedes Mal, wenn ich mir das Lied auf der Platte anhörte, spürte ich diesen Mangel bei mir und meinem Vater.

Mein Vater tat das, was von ihm erwartet wurde, doch wie die meisten Männer jener Zeit tat er über den traditionellen Broterwerb hinaus nicht sonderlich viel. Er ging nicht mit mir zum Friseur oder zum Zahnarzt; er machte keine Termine für mich. Er ging keine Anzihsachen mit mir kaufen. Er machte mir kein Frühstück, Mittag- oder Abendessen. Das alles erledigte meine Mutter, und niemand sagte ihr jemals, dass sie deswegen eine gute Mutter sei.

Tatsächlich gibt es nichts – und scheiß auf die Frau in den Regenbogenleggings mit ihrem Kompliment –, an dem ich mehr arbeite, als ein guter Vater zu sein, höchstens noch daran, ein guter Ehemann zu sein, was auch nicht einfacher ist, aber normalerweise nicht kommentiert wird, wenn ich im Supermarkt an der Kasse stehe. Ich koche und putze, spüle, bringe die Kinder zu ihren Terminen und so weiter.

Es hat schon viele Tage gegeben, deren einziges Leitmotiv das Erbrochene und die Exkremente meines Nachwuchses waren und an denen meine einzige Beschäftigung in deren Entfernung und Entsorgung bestand. Ich habe den Kindern Halloweenkostüme gemacht, ihnen Geburtstagskuchen gebacken und für das Schulbüfett bestimmt schon ein Dutzend Tablettts mit den Knoblauch-Chicken-Wings nach dem Rezept meiner Schwiegermutter gemacht, weil Nachnamen mit dem Buchstaben A–F immer für die Vorspeisen zuständig sind. Anders ausgedrückt: Ich definiere einen guten Vater mit exakt denselben Worten, die wir zur Definition einer guten Mutter verwenden sollten: Ich trage meinen Teil dazu bei, die endlose Phalanx banalen Blödsinns abzuwickeln und die Kontrolle über all das zu behalten. Und wie jede gute Mutter überall auf der Welt scheitere ich jeden Tag an meinem Anspruch, diese Arbeit zu erledigen, ihr Gewicht zu verleihen, die Eintönigkeit auszuhalten und wirklich alle Fallstricke zu sehen, die meine Kinder bedrohen, Klapperschlangen inklusive. Wie sollte ich nicht scheitern, da ich mich doch ausklinken kann, wann immer ich will, wohl wissend, dass meine Frau trotzdem da ist und die Termine beim Zahnarzt macht, dafür sorgt, dass für die Poolparty am nächsten Samstag ein hübsch eingepacktes, altersgerechtes Geburtstagsgeschenk vorhanden ist? Von mir wird allgemein nicht mehr erwartet, als mein Kind in der Kassenschlange auf dem Arm zu halten. Es reicht, dass ich anwesend bin, und die Welt setzt mir eine Krone auf und beschenkt mich mit einem Lächeln.

Also gut, es ist ungerecht. Aber in Wahrheit will ich nicht aus paritätischen feministischen Prinzipien ein guter Vater sein. Diese Prinzipien sind – obwohl ich sie schätze – für mich nur Mittel zum Zweck.

Die tägliche Arbeit, die man in die Erziehung seiner Kinder steckt, ist eine Form von Vertrautheit, aufreibend und unsichtbar wie das Muttersein selbst. Die Gespräche, die man mit seinen Kindern womöglich führt, wenn sie älter werden, haben eine andere Form von Vertrautheit, es sind Gespräche, in denen man sein Scheitern eingesteht, seine Ängste offenbart, sein kreatives Ringen, sein Bedauern und seinen Frust teilt. Diese Vertrautheit findet sich in Streitereien, Diskussionen und eingespielten Scherzen. Doch mehr als alles andere besteht diese Vertrautheit im Umgang mit ihrem Körper, mit ihrem Kot und Urin, ihrem Schweiß und Erbrochenem, mit den Krusten auf ihren Knien und dem Schorf auf ihren Fingerknöcheln, mit den Löchern in ihren Unterhosen, mit ihrem Haar an den eigenen Lippen, wenn man sie auf den Kopf küsst, mit ihren Schulterknochen und dem Gräuel ihres morgendlichen Atems, wenn sie die altherwürdige Kunst des Zähneputzen-Vergessens pflegen. Ich bin ein Glückspilz, dass mir der Luxus erlaubt ist, freiwillig die verborgene Vertraulichkeit in dieser so vielen Frauen auferlegten Arbeit zu suchen.